

dies wird an einigen Beispielen aus dem Bereich der Stammzellforschung verdeutlicht und analysiert.

Mit dieser Sammlung ist es gelungen, einen Einblick in die vielfältigen ethisch relevanten Zusammenhänge zu geben, in denen die Stammzellforschung wie die Biomedizin insgesamt stehen. Sie ist ausgesprochen wertvoll, um in dieser Frage eine erste Orientierung zu bekommen. In der ethischen Bewertung der Stammzellforschung lässt sich freilich keine einheitliche Position durch die einzelnen Beiträge hindurch feststellen. Die eigenen Wertungen sind eher zurückhaltend. Stattdessen ist dem Ganzen der Werkstattcharakter noch stark anzumerken. Der Band regt damit zur eigenen Urteilsbildung und zur weiteren und vertieften Beschäftigung mit einzelnen Fragen an.

Stephan Ernst, Würzburg

Thomas Schramme (2002) Bioethik.

Campus, Frankfurt am Main New York, ISBN 3-593-37138-3, 160 Seiten, 12,90 EUR

Die Buchverlage haben auf das gewachsene Interesse an bioethischen Fragen reagiert und einige neue Einführungen auf den Markt gebracht. Eine davon ist die „Bioethik“-Einführung des Campus-Verlags. Die große Stärke dieses Buchs ist seine Allgemeinverständlichkeit. Schon die Dissertation des Autors Thomas Schramme war in dieser Hinsicht vorbildlich (Patienten und Personen – Zum Begriff der psychischen Krankheit. Fischer-Taschenbuch).

Die 160-seitige Bioethik-Einführung ist naturgemäß noch stärker um Verständlichkeit bemüht. Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert. Jedem Kapitel ist eine knappe Zusammenfassung vorangestellt. Der Haupttext beginnt dann jeweils mit einem authentischen Fallbeispiel. Die Darstellung ist ganz problemorientiert. Auf Belege wird verzichtet. Hinweise auf wichtige Vertreter der dargestellten Positionen finden sich nur in wenigen Einzelfällen.

Schramme geht von einem engen Bioethik-Begriff aus und setzt Bioethik mit Medizinethik gleich. Fragen der biomedizinischen Ethik bilden den Schwerpunkt seiner Ausführungen. Die Einleitung reflektiert Rolle und Selbstverständnis von Bioethikern als „Moralexperten“ und unterscheidet ethische Argumentationstypen und -ebenen. Kapitel 1 beleuchtet medizinethische Grundprinzipien und Probleme der klinischen Medizinethik; Kapitel 2 („Leben machen“) Fragen der Klonierung, PND, PID, Stammzellforschung und Eugenik; Kapitel 3 („Sterben lassen“) das Hirntodkriterium, Fragen des morali-

schen Status von Embryonen, Schwangerschaftsabbruch und Sterbehilfe; Kapitel 4 thematisiert Verteilungsfragen im Gesundheitssystem; Kapitel 5 setzt sich schließlich mit Kritik an der Bioethik auseinander und weist auf offen gebliebene Fragen hin.

Die Diskussion der genannten Problemfelder ist auf die normativ-ethischen Grundfragen hin zugespitzt. Pragmatische Überlegungen, die vor allem für Kliniker von Interesse sind, werden weitgehend ausgeklammert: Adressat des Bandes ist weniger der klinische Praktiker als der interessierte Bürger. Schramme argumentiert aus der Perspektive eines schwachen ethischen Nonkognitivismus. „Wie in der Kunst“ gebe es „in der Ethik ... keine ... beweisbaren Aussagen über das, was gut oder richtig“ sei (S. 12). „Der gesellschaftliche Wertpluralismus“ mache daher „Regelungen nötig, die in Form eines ethischen Föderalismus organisiert“ seien: „Ein Konsens zwischen den verschiedenen Standpunkten, der den überregionalen ethischen Standpunkt darstellt“ müsse „zwischen den berechtigten partikularen Wertüberzeugungen vermitteln und daher – ähnlich den gesetzlichen Regelungen – neutral sein“ (S. 22). Dieser liberalen Grundposition entsprechend stellt Autonomie für Schramme die zentrale Grundnorm der Bioethik dar. Allerdings vermeidet er ein verkürztes Autonomieverständnis, wie es in der bioethischen Diskussion mitunter anzutreffen ist. Schramme stellt die faktisch vorliegenden individuellen Präferenzen nicht über alles. Vielmehr reflektiert er – Kant zitierend – auf die Tatsache, dass individuelle Selbstbestimmung ihrerseits einen Wert darstellt. Die Fähigkeit zur Selbstbestimmung und ihre Voraussetzungen seien daher auch unabhängig von den auf sie gerichteten individuellen Präferenzen zu achten und zu schützen (u. a. S. 39). Schramme bedenkt zudem, dass individuelle Selbstbestimmung nur im Kontext einer sozialen Gemeinschaft realisiert werden kann. Deshalb müsse die Privatautonomie ihre notwendige Ergänzung in der politischen Autonomie von Bürgern finden, die gemeinsam über das entscheiden, was für alle verbindlich sein soll. Dieses gehaltvolle Autonomiekonzept hat Konsequenzen beispielsweise für die Frage nach dem Wert menschlichen Lebens. Als Voraussetzung individueller Selbstbestimmung komme dem personalen Leben ein intrinsischer Wert zu – auch unabhängig von darauf gerichteten Präferenzen des Individuums: Das Leben von Personen sei „nicht nur deshalb wertvoll, weil sie selbst ihm Wert zuschreiben“ (S. 100). Freilich liegt der intrinsische Wert nur im „gelebten persönlichen Leben“ (ebd.), nicht im biologischen Leben des Menschen. Über den Status etwa apallischer Patienten müsste demnach im politischen Diskurs entschieden werden. Dasselbe gilt für den Embryonenstatus, da

Schramme das Potenzialitätsargument nicht für überzeugend hält (das als Alternative angebotene sogenannte „Zuschreibungsargument“ ist dem Rezensenten unklar geblieben).

Nicht nur in diesem Zusammenhang gibt sich der Autor durchaus urteilsfreudig. Er zieht sich keineswegs auf die Rolle des moralisch enthaltenen Berichterstatters oder Rekonstruktors der bioethischen Kontroverse zurück, sondern bezieht durchweg selber Stellung zu den strittigen Fragen. Was diese Vorgehensweise im Rahmen eines Einführungswerks nicht nur akzeptabel, sondern sogar sympathisch erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass Schramme an keiner Stelle mit dem Gestus des ethischen Experten auftritt oder sich hinter der Autorität anderer Experten oder der Überlieferung verschanzt. Vielmehr erörtert er die Probleme gewissermaßen von gleich zu gleich mit dem Leser, bemüht sich stets, auch die Gegenargumente in möglichst fairer Weise zur Sprache zu bringen, und gelangt nicht selten erst nach längerem Zickzacklauf zwischen Einerseits und Andererseits zu seiner eigenen Einschätzung. Die Transparenz seiner Überlegungen kann auch denjenigen, der Schrammes liberale Positionen nicht überall teilt, dazu ermuntern, sich über die Gründe seiner abweichenden Meinung genauer Rechenschaft zu geben.

Insofern ist das Buch ein schönes Beispiel für öffentlichen Vernunftgebrauch und zugleich für dessen

ansteckende Wirkung. Störend ist neben einigen stilistisch allzu laxen Formulierungen die inkorrekte Gleichsetzung von deontologischen mit „absolutistischen“ Ethiken (denen zufolge Handlungen, die „an sich schlecht“ sind, „unter keinen Umständen durchgeführt werden“ dürfen, S. 18). Nach dieser Beschreibung wäre vermutlich gar kein Ethiker als Deontologe zu bezeichnen; jedenfalls nicht Kant (der bei Tugendpflichten ja Ausnahmen für legitim hielt), erst recht nicht David Ross oder John Rawls. Unentschieden erscheinen Schrammes Ausführungen zur Eingrenzung der Aufgaben der Medizin. Einerseits erklärt er es für „unwahrscheinlich, dass begründete Einwände gegen medizinisch mögliche, aber scheinbar unsittliche Interventionen aus der Unterscheidung zwischen Heilbehandlung und Verbesserung ... gewonnen werden können“ (S. 48, vgl. auch S. 56). Auf der anderen Seite betont er, die Medizin habe „die primäre Aufgabe, Krankheiten zu heilen.“ Darüber hinausgehende medizinische „Verbesserungen des menschlichen Wohls“ seien nur im Ausnahmefall angezeigt (S. 48). Trotz solcher gelegentlicher Unschärfen ist das Buch eine empfehlenswerte Lektüre für diejenigen, die einen ersten Zugang zur biomedizinischen Ethik suchen oder anderen vermitteln möchten.

Micha H. Werner, Freiburg